Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“ erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe, und des Montags, an dem es nur in einer Abendausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlin's bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Belgiens, der Niederlande (Holland), Rußlands, Dänemarks, Schwedens und Norwegens und der Donaufürstenthümer; in Berlin bei der Expedition Jerusalemerstr. 48; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66; Filiale Königstadt: Königstr. 50; Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 41; bei allen Zeitungsspeditoren und Stadtpostämtern.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis auf das „Berliner Tageblatt“ nebst dem illustr. Witzblatt „ULK“, der „Deutschen Lesehalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau u. Hauswirthschaft“ beträgt vierteljährlich 5 M. 25 Pf. monatlich 1 M. 75 Pf. (für Berlin incl. Botenlohn, bei separater Zustellung des Abendblatt 25 Pf. Extra-Gebühr pro Monat); für das Ausland direct pr. Kreuzband 13 Mk. pro Quartal. — Inserate 4 Zeile 50 Pf. (Berliner „Stadt-Anzeiger“ 30 Pf.) werden in der Expedition Jerusalemerstr. 48, sowie denen Filialen: Friedrichstr. 66, Königstr. 50, Prinzenstr. 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nr. 217. **Berlin, Donnerstag, den 11. Mai 1882.** **XI. Jahrgang.**

Das Monopol vor dem Reichstage.

Unser Parlamentarismus bietet seit geraumer Zeit so viele Ueberraschungen, daß man nachgerade nur noch dann erstaunt sein sollte, wenn die Akte des öffentlichen Lebens einmal ausnahmsweise den gehegten Erwartungen entsprechen. Bei den geringfügigsten und gleichgültigsten Anlässen wird häufig ein heftiger Streit vom Zaune gebrochen, und ebenso ertönen wider Erwarten urplötzlich Friedensschalmeien, wenn gerade die Gegner im heißesten Kampfe gegen einander stehen, wie das beispielsweise bei dem eben jetzt überraschend schnell erfolgenden Landtagsschlusse der Fall ist.

Der gestrige erste Berathungstag des Tabaksmonopols im Reichstage hat von der Regel keine Ausnahme gemacht: sein Verlauf wird eine allgemeine Enttäuschung hervorgerufen haben. Angesichts der gewaltigen Agitation, zu der hüben und drüben das Monopol den Anlaß geboten hatte, angesichts der Erregung, in welche die Parteien bei der geringsten Erwähnung dieses Gegenstandes stets gerathen waren, hätte man meinen sollen, daß eine erregte Diskussion unausbleiblich sei. Der Umstand, daß seit Jahren der Reichskanzler gerade aus der Verstaatlichung des Tabaks den Mittelpunkt seiner Staatskunst machte, ließ ferner eine von großartigen politischen Gesichtspunkten getragene Debatte erwarten. Aber das gerade Gegentheil geschah. Das politische Gebiet trat hinter den rein sachlichen Fragen weit mehr zurück, als dies sonst bei Generaldiskussionen der Fall war, und der Charakter der Reden zeigte mit ganz geringen Ausnahmen jene ruhige und breite Beschaulichkeit, welche gewöhnlich den Saal leert und das Foyer füllt.

Die Gründe für die überraschende Interesselosigkeit der Sitzung sind nicht schwer zu finden. Das endliche Schicksal, die Ablehnung des Monopols, gilt von vornherein für entschieden, und nicht dieses Schicksal ist es daher, welches den Verhandlungen ihre hohe Wichtigkeit giebt. Diese Wichtigkeit müssen sie vielmehr daraus erhalten, daß eine eingehende Kritik an der ganzen, legendenhaften Steuerreform geübt wird, deren Krönung das Monopol bilden sollte. In gründlichster Weise muß vor Jedermanns Augen die Unmöglichkeit eines Steuerplanes klargestellt werden, der auf einem Projekt beruht, dessen Durchführung aussichtslos ist. Es müssen ferner die Nachtheile einer Politik wieder und wieder erwiesen werden, welche Jahre lang die Erwerbsverhältnisse, das politische Leben des Volks und die Parlamente durch eine Idee in Unruhe versetzt, von der die ganz überwiegende Mehrheit der Nation nichts wissen mag, ohne daß die Regierung von der summgänglichen Nothwendigkeit dieser Idee so tief durchdrungen wäre, daß sie aus derselben eine Kabinetsfrage machte.

Nun war aber der Mann, dessen letztes Ideal das Monopol ist, nicht in der Sitzung anwesend, so daß man in Rede und Gegenrede mit dem eigentlichen Vertreter des ganzen Projektes nicht Abrechnung halten konnte. Ferner sprachen gestern noch nicht die führenden Redner der Parteien, welche die eigentliche politische Seite der Frage zu behandeln geeignet sind, so daß die Debatte über die wirkliche Bedeutung des Monopols erst am Freitag stattfinden dürfte.

Herr Staatssekretär Scholz stellte dem Hause den Gesetzentwurf vor. Seine Worte enthielten nichts Neues: es war eine Serie derjenigen Artikel, welche seit geraumer Zeit in den offiziösen Blättern das Ideal des Herrn Reichskanzlers zu empfehlen bestrebt sind. Von Begeisterung für die Vorlage merkte man Herrn Scholz nichts an, und seine Befürwortung derselben gipfelte darin, daß der Reichstag doch das Monopol dieser Regierung bewilligen möge, denn er würde es über Jahr und Tag schließlich doch einer anderen Regierung auch bewilligen müssen. Bei dieser Behauptung, welche dem Arsenal des Fürsten Bismarck entnommen ist, hörte das Schweigen auf, mit dem der Reichstag bisher zugehört hatte. „Niemals, niemals!“ ertönte es. Und jener Ruf kam, wie wir ganz genau konstatirt haben, nicht etwa blos von der linken Seite des Hauses.

Der folgende Redner, Herr Sandtmann, hatte als Antragsteller den von der Fortschrittspartei eingebrachten Antrag zu vertheidigen, welcher gemeinsam mit der Monopolvorlage zur Verhandlung gelangt. Die Fortschrittspartei wendet sich nicht nur gegen die Verstaatlichung des Tabaks, sondern gegen die ganze Theorie, daß der Tabak noch mehr bluten müsse. Sie will von neuen Erhöhungen der Tabaksteuer nichts hören, sie will das um so weniger, als die jetzigen Steuersätze überhaupt im laufenden Jahre zum ersten Male völlig zur Hebung kommen sollen. Endlich ist die Fortschrittspartei der Ansicht, daß es keiner neuen Einnahme bedarf, „um die Härten und Ungerechtigkeiten der Steuer- und Zollgesetzgebung zu beseitigen“, sondern daß nur eine angemessene Sparsamkeit im Staatshaushalte nöthig ist, um mit den vorhandenen und stetig steigenden Einnahmen jenen Zweck zu erreichen. Die Ausführungen, mit denen Herr Sandtmann den trefflichen fortschrittlichen Antrag begleitete, gingen leider viel zu sehr in die Einzelheiten der Tabakfabrikation ein, um jenen Eindruck zu erzielen, welcher in einer Generaldebatte erzeugt werden sollte.

Weitaus die bedeutendste Rede hielt Herr Hobrecht, der sich Namens der Nationalliberalen in ungewöhnlich energischer Weise gegen das Projekt des Reichskanzlers aussprach. Aus dem Munde des ehemaligen preußischen Finanzministers, welcher der Vater der gegenwärtigen Tabaksteuer ist, war es ungemein interessant, die Ansicht zu hören, daß ihm die Regierung durch das bestehende Steuergesetz in gewisser Weise verpflichtet erscheine, jetzt nicht mit einer Monopolvorlage vor das Parlament zu treten. Herr Hobrecht wünscht aber eine Kommissionsberathung, damit die ganze Idee in sachlichster Prüfung definitiv beseitigt werde.

Die Apathie, welche auf dem hohen Hause lag, wich einer lebhaften Bewegung, als nunmehr Herr von Mayr das Wort ergriff. Dieser Herr ist es hauptsächlich, dessen sich Fürst Bismarck zur Vorarbeit für sein Projekt bedient hat. Als Leiter der Straßburger Tabaksmanufaktur hat er sich in der von uns wiederholt gekennzeichneten Art bemüht, den Produkten dieser Anstalt in Deutschland Absatz zu verschaffen, was bekanntlich, trotzdem das Unternehmen mit Unterbilanz arbeitet, nicht gelungen ist. Derselbe Herr war es, der im Volkswirthschaftsrath das Monopol mit so gutem Erfolg vertheidigte, daß selbst diese so überaus gefügige Körperschaft dasselbe ablehnte. Seine oft gehörten und stets widerlegten Behauptungen trägt Herr von Mayr mit großer Selbstzufriedenheit auch dem Reichstag vor, und wiederholt wird er durch stürmische Zwischenrufe und durch lautes Lachen unterbrochen.

Darob ergrimmt der Führer der verflossenen Landtagsmehrheit, Herr von Minnigerode, und usurpirt die Funktionen des Präsidenten, indem er dem Hause einen Vortrag hält über die Pflichten gegen die Mitglieder des Bundesrathes. Die Entrüstung der Linken macht sich in lauten Zwischenrufen Luft, und stürmisch wird der Ordnungsruf gegen den Freiherrn aus Elbing verlangt. Als aber der Präsident denselben nicht ausspricht, da ruft Eugen Richter dem dozirenden Herrn von Minnigerode zu: „Sie sind doch kein Schulmeister,“ und der Präsident ruft nunmehr Herrn Richter zur Ordnung. Auf Reklamation erklärt der Vorsitzende, er habe verstanden, daß Richter gerufen habe: „Sie sind ein Schulmeister,“ und daß er darin eine unzulässige Bemerkung erblickt habe. Mit Recht wurde nun geltend gemacht, daß auch dies nichts Unzulässiges gewesen wäre, denn oft sei von der rechten Seite gegen die „Theoretiker“ und „Doktrinäre“ der Opposition der Vorwurf der Schulmeisterei ausgesprochen worden. Wohl aber habe in der Art, in welcher Herr v. Minnigerode den Mitgliedern des Hauses Vorhaltungen über ihre Pflichten machte, etwas Unzulässiges gelegen, und frühere Präsidenten hätten derartige Dinge niemals geduldet.

Im Sonnenschein.

(24. Fortsetzung.) Roman von Ludwig Habicht.

Sigismonda wollte eben ihrem Begleiter erklären, daß sie an den Heimweg denken müsse, denn Eudoffia hatte ihr kurz vorher dies zugeflüstert, da wurde sie von Jemand leise am Kleide gezupft. Sie blickte sich um und sah einen kleinen Jungen vor sich stehen, der unterwürfig sagte: „Signora, Sie verlieren Ihr Taschentuch, und ihr dann blitzschnell ein Papier in die Hand drückte, während er ihr mit schlauem Augenblinzeln verständlich machte, daß sie schweigen und das kleine Billet verbergen möge. Waren wirklich zu gleicher Zeit von den Lippen des Kleinen die Worte geklüpft: von ihm? Die Prinzeß glaubte sie gehört zu haben, und der freudige Gedanke durchzuckte sie: „Es ist Antonio, der mir Nachricht geben will“, und mit jener List und Vorsicht, die bei solchen Gelegenheiten jedem weiblichen Wesen zur Verfügung stehen, ließ sie das kleine Papier mit dem Spitzentuch zugleich in ihre Tasche gleiten. Sie bemerkte dann noch, wie der Junge wieder verschwand und durch das Gedränge schlüpfte, und war — es eine Sinnestäuschung, oder hatte sie recht gesehen? — in der Richtung, die der Kleine nahm, glaubte sie Antonio zu gewahren, der an einer Säule lehnte und mit aufmerksamen Augen den Auftritt zu verfolgen suchte. Ja, die Botschaft konnte nur von ihm kommen, von ihm allein! — Nun hatte das bunte Schauspiel für sie keinen Reiz mehr, sie wandte sich zu Innocenzo und erklärte ihm mit großer Bestimmtheit, daß sie sofort aufbrechen müsse, denn sie habe von ihrer Großmutter nur zu einem kurzen Besuch des Korso die Erlaubniß erhalten.

„Müssen Sie so streng gehorchen?“ fragte Innocenzo lachend: „Es ist noch so hübsch hier, und ich werde morgen der Fürstin sogleich meine Aufwartung machen und wegen unserer längern Säumniß um Entschuldigung bitten.“

„Nein, ich muß fort“, entgegnete Sigismonda sehr entschieden, und alle Ueberredungskunst des jungen Grafen blieb auf sie ohne Eindruck.

Innocenzo nagte etwas unwillig an seiner Unterlippe. Er wäre noch so gern mit der Prinzeß auf und ab gewandert, denn er konnte wohl bemerken, daß man mit immer größerem Neide auf ihn sah, und der erklärte Günstling der Frauen fühlte es zu gleicher Zeit wie eine Niederlage, daß Sigismonda seiner dringenden Bitte einen solchen Widerstand entgegensetzte. War es wirklich nur kindlicher Gehorsam, der sie forttrieb? Oder wollte sie ihm zeigen, daß ihr Herz nicht so leicht zu erobern war und ihre englische Abstammung nicht verleugnen konnte? Nur einen Augenblick ließ er den Kopf sinken, dann erhob er ihn schon wieder: „Wie Sie befehlen,“ sagte er, „gestatten Sie mir nur, daß ich Ihnen bis zu Ihrer Gondel das Geleit gebe“, und mit seinem strahlendsten, übermüthigen Lächeln, um der Welt zu zeigen, wie glücklich er sich fühle, führte er die Prinzeß Zlani aus der Menge, die dem Paare so lange nachsah, bis der letzte Schimmer ihres blauen Kleides verschwunden war.

Sigismonda hörte nicht mehr, was ihr Begleiter noch alles zusammenschwatzte, ihre Gedanken waren bereits ganz wo anders, und doch versicherte Innocenzo mit wahrhaft bezaubernder Beredtsamkeit, wie unendlich glücklich ihn heut dies unerwartete Zusammentreffen gemacht habe, und wie er sich beeilen werde, im Palazzo schon morgen zu erscheinen, um den pflichtschuldigen Besuch abzustatten, zu dem es ihn ohnehin schon so gedrängt, und den er bisher nur aus Zeitmangel versäumt habe. Es hätte freilich dem jungen Grafen schwer fallen sollen, seine mangelnde Zeit zu begründen. In Wahrheit hatte der Vater seine Söhne jeden Tag gedrängt, mit ihm endlich bei der alten Fürstin zu erscheinen, und gerade sein Hinzögern des ihm lästig erscheinenden Besuches hatte auch Leonardo vor einem Schritte geschützt, der dem älteren Bruder noch weit unangenehmer war, und zu dem er sich nur mit äußerstem Widerstreben entschließen konnte. Selbst Giacomina hatte wenig Neigung gezeigt, die Enkelin der Fürstin kennen zu lernen, und so war von den Kindern des Grafen der pflichtschuldige Besuch noch immer verschoben worden.

Innocenzo geleitete die Prinzessin in die Gondel, und als er sich jetzt verabschiedete, preßte er ehrfurchtsvoll ihre feine schlanke Hand an seine Lippen, und sie mit Augen anblickend, aus denen seine bereits entflammte Liebesgluth deutlich hervorleuchtete, sagte er leise: „Leben Sie wohl, Sigismonda! Ich bin heute so glücklich, schon jetzt träume ich von nichts, als von einem baldigen Wiedersehen!“ — Dann sprang er mit großer Anmuth und Grazie wieder aus der Gondel, blieb so lange, wie in seliges Schauen versunken, am Ufer stehen, bis das Fahrzeug im Schatten der Kirche della Salute verschwunden war . . .

Sigismonda konnte es nicht erwarten, bis sie allein war; die Fahrt, die ihr sonst so viel Vergnügen und Genuß bereitet hatte, dauerte ihr heute viel zu lange, wohl zeigten die alten Zauberpaläste sich so zierlich und formenschön wie immer, aber sie hatte keinen Blick dafür, immer wieder griff sie in die Tasche und sich überzeugen, daß sie das Papier noch besitze, das ihr der kleine Bursche zugestellt hatte. In ihr Träumen und Sinnen versunken, hörte sie auch nicht auf Eudoffia, die ihre nachdenkliche Stimmung ganz anders deutete und der Kammerjungfer das Loblied des jungen Grafen vorsang, in das die kleine Französin lebhaft einstimmte. Die Beiden sahen sich dabei verständnißvoll an und tauschten heimlich Blicke mit einander, waren sie doch überzeugt, daß dieser reizende, wahrhaft vornehme Mann auf die Prinzeß einen tiefen Eindruck gemacht habe. Eudoffia besonders fühlte ihr Herz sehr erleichtert, nun war ja Alles gut und in schönster Ordnung, ein glücklicher Zufall hatte dafür gesorgt, Sigismonda rasch auf andere und bessere Gedanken zu bringen, ein Mensch wie der junge Graf Cicogna besaß schon das Talent, jeden Nebenbuhler auszustechen.

Endlich war Sigismonda allein, eine tiefe Dämmerung begann bereits im Zimmer zu herrschen, denn sie hatte ausdrücklich befohlen, man möge ihr noch kein Licht bringen. Rasch eilte sie an das zierliche Bogenfenster und entfaltete das Blatt. Ihre Ahnung hatte sie nicht betrogen, es war von Antonio. Mit klopfendem Herzen las sie die folgenden Zeilen:

„Ich muß Dich endlich sehen und sprechen, wenn ich nicht wahnsinnig werden soll. Das war heut zu viel. Ich erwarte Dich am nächsten Sonntag in der Markuskirche, gleich nach dem Hochamt werde ich dort sein und am Altar der Madonna will ich Dich treffen.“

„Ich komme, Antonio, ich komme!“ jubelte es in dem Herzen der Prinzeß, „und mag Alles über mich hereinbrechen. Ich muß ihn wiedersehen . . . .“

Siebentes Kapitel.

Der alte Graf Cicogna war nicht wenig überrascht, als ihm Innocenzo gleich nach seiner Rückkehr vom Korso mit lachendem Munde und dennoch ganz bestimmt erklärte: „Sein Bruder dürfe nimmermehr Sigismonda heirathen, denn er werde sie keinem Würdigeren gönnen, als sich selber.“

„Ach, treib nicht wieder Deine Narrenpossen! Wo hast Du übrigens die Prinzeß gesehen?“ fragte der Vater und blickte noch immer ganz erstaunt auf seinen Jüngstgeborenen, dessen leidenschaftliche Erregung er dennoch nicht sogleich ernst nehmen wollte.

Heute die Donnerstags-Beilage: „Ulk“ (Nr. 19).